

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **6 (1928-1929)**

Heft 7

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER
STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

VI. JAHRGANG, Heft 7 - Februar 1929

Preis der Einzelnummer Fr. -.80. Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans W. Schlatter, iur., Zimmer 2, Universität Zürich.

VERLAG: Dr. H. Girsberger & Cie., Kirchgasse 17, Zürich.

DIES ACADEMICUS.

Der Artikel „Dies Academicus“ von Kommilitone ab Hohlenstein reizt mich dazu, einige Glossen zum aufgeworfenen Traktandum „Gemeinsamer Fackelzug der Studentenschaft“ zu machen.

Herr ab Hohlenstein hat unbedingt Schneid. Was er da inszeniert sehen möchte, müßte das Auge des verbohrtesten Outsiders hell aufleuchten lassen, wenn auch dieser nur einen Bruchteil des Hohlensteinischen Optimismus sich zu eigen machen könnte. Doch — die leuchtenden Farben, mit denen Hohlenstein aufträgt, machen jeden von Anfang an mißtrauisch, der Gelegenheit hat, die angeblich 1500 Studenten der Universität tagtäglich aneinander vorbeigehen zu sehen, wie wenn für jeden Einzelnen die 1499 Uebrigen Luft, weniger als Luft, Nichts, absolutes Nichts, wären.

Kommt man da in seiner gläubigen Einfalt an diese Universität und träumt von edler Freundschaft, von mitreißendem Wetteifer in zukunfts-bauender Zusammenarbeit, von heiterer Gemeinschaft und fröhlicher Geselligkeit, von selbstloser, dem hohen akademischen Stande entsprechender, gegenseitiger Unterstützungstätigkeit unter den vielen Hunderten von Studenten: welch' ein Erwachen aus diesem Rausch der Begeisterung, wenn vor den ernüchterten Augen die endlose Leere dieses sogenannten „studentischen“ Lebens anbricht!

Statt jugendlichen Hochgefühls abgespannte Blasiertheit, statt zielbewußter Zusammenarbeit geringschätziges Beiseitestehen, statt wirklicher Leistung Selbstüberhebung, statt der Disziplin Anarchie des Geistes, statt des Ideenreichtums grauenhafte Hohlheit, statt kraftvoller Führernaturen Schilfrohre, die vor jedem Winde schwanken, — das sind die Eindrücke, mit denen sich die tit. Studentenschaft der Universität Zürich gegenseitig beschert.

Und diese Ge . . . (bitte recht höflich um Entschuldigung!) . . .
sellschaft sollte es fertig bringen, einen gemeinsamen Fackelzug — ich
meine einen solchen, an dem mindestens etwa gegen die tausend Stu-
denten teilnehmen würden — zu arrangieren und durchzuführen?

Weltwunder des zwanzigsten Jahrhunderts!

Doch — sollte der Artikel Hohlensteins etwa ein Symptom sein
dafür, daß unter dem trostlosen Schlackenhaufen noch einige glühende
Seelen begraben lägen, die gegebenenfalls imstande sein könnten, das
Ganze in hellen Brand zu bringen?

Dem Skeptiker wollte das Herz zittern vor Freude, wenn dem so
wäre!

Wer aber wollte es dann unternehmen, die verborgene Glut zu
schüren und das Feuer anzufachen? Wo stecken diese kühnen Leute,
die etwas zu unternehmen sich getrauten? Existieren sie, so mögen sie
hervortreten an die Öffentlichkeit, damit man sie erkenne und sie am
Werke sehe! Denn, keine Zeit ist zu verlieren, intensivste Propadanda
in Wort und Schrift wäre zu treiben, dem Schwerhörigsten müßte es
jeden Tag von neuem in die Ohren schallen, daß es seine, ja seine,
persönliche Ehrenpflicht sei, an diesem weihevollen Festakt der aka-
demischen Gemeindeteilzunehmen. Die zarteste Dame, der zerbrechlichste
Stubenhocker müßte es als unauslöschliche Schande empfinden, wenn er
auch nur im Verborgenen den Gedanken erwägen wollte, sich um Feier
und Fackelzug herumzudrücken: dann dürfte man in Zürich mit Stolz
wieder sagen, daß man eine machtvoll ihrer Würde und ihres Wertes
bewußte Universitätsstudentenschaft beherberge und daß der weithin ins
Land hinausschauende Monumentalbau der Universität den Zweck
erfülle, um dessetwillen er vom Zürchervolk gestiftet worden ist: eine
geistige Elite heranzuziehen, die zum Wohle des Volkes, zur Zierde der
Wissenschaften und zum Nutzen des Vaterlandes von dort aus ins Land
und ins Leben hinausziehen möge.

Am nächsten Dies Academicus werden wir erfahren, ob Zürichs
Studentenschaft ihr Bild im Spiegel gesehen und sich darüber geschämt
habe — oder nicht.

Hans Vonwyl, phil. I.

Postskriptum:

Zum vorliegenden Artikel sei nur eines bemerkt: Gewiß, das große,
große „Wenn“ ist da, — wenn wir soviel Rasse hätten, wenn wir . . .

Aber nun handelt es sich tatsächlich nicht darum, diese Bedenken zu äußern, sondern wir machen's einfach, und damit basta!

Am Anfang steht die Tat, auf dem Wege die Hindernisse, und diese gilt es aus dem Weg zu räumen, damit Erfolg den Schluß bilde.

Hohlenstein.

In seiner Sitzung vom 15. Februar beschloß der Große Studenterrat, am Abend des Stiftungsfestes unserer Universität unter Anteilnahme der Gesamtstudentenschaft einen Fackelzug durchzuführen, gleichsam als Huldigung an unsere Alma Mater Turicensis.

DEM HOCHSCHULSPORT EIN SPORTPLATZ.

Der Gedanke eines zürcherischen Hochschulsportplatzes ist so alt wie unser Hochschulsport. Und doch ist es um dieses studentische Postulat so still geworden, daß man es lange fast als aufgegeben und begraben betrachten mußte. Einzig die Zeit um die Hochschulmeisterschaften herum brachte jeweilen die Sportplatzdiskussion etwas in Fluß; in der langen Zwischenzeit geriet die Sache immer wieder in Vergessenheit und die momentane Begeisterung war wie weggewischt. An den letztjährigen, in Zürich durchgeführten Hochschulmeisterschaften prägte indessen Prof. Rohn den Satz, daß unsere Hochschulen nur dann lebendig seien, wenn sie sich auf allen Gebieten mit Wohlwollen leitend in den Dienst der Anschauungen und Bestrebungen der studierenden Jugend stellen. Das konnte, auf unser altes Sportplatzpostulat bezogen, wie ein Versprechen klingen. Inzwischen durften wir auch von Seiten der Universitätsbehörden warmes Interesse und die Befürwortung unserer Sportplatzwünsche erfahren.

Das zeigt uns, daß heute die Hochschulbehörden die Wünschbarkeit körperlicher Betätigung der Studierenden allgemein anerkennen und daß es deshalb nurmehr nötig ist, für die praktische Verwirklichung des Hochschulsportes zu kämpfen. Ein erstes Ziel auf diesem Weg ist die Schaffung einer Sportanlage, wo die Studenten den sportlichen Uebungen obliegen können und wo auch die dazu notwendigen Nebeneinrichtungen vorhanden sind. Der bisherige Zustand, unter dem bei schwerer finanzieller Belastung vorübergehend fremde Sportplätze in Miete genommen

werden konnten, ist unwürdig genug, um länger anzudauern. Nur diesem Umstand ist auch die bedauerliche Zersplitterung der sporttreibenden Studierenden zuzuschreiben. Der große Haufe jener Studenten, deren Körper eine Kräftigung am nötigsten gehabt hätte, blieb unter den wenig einladenden Verhältnissen dem Sport überhaupt fern.

Wenn man auch Wahrheiten nicht gerne hört, so muß doch wieder einmal gesagt werden, daß Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit gegenüber Fragen des eigenen Körpers noch immer in weiten studentischen Kreisen verbreitet sind. Von diesen Studenten wird ein großer Teil sich dem Sport in jenem Moment zuwenden, wo ihnen das mit der Ueberlassung eines Hochschulsportplatzes leicht gemacht wird.

Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß trotz der Zusammenarbeit von Universität und Polytechnikum (was bei einer so gleichgerichteten Interessenlage selbstverständlich ist), ein so langfristiges Ziel wie ein Sportplatz aus finanziellen Gründen nicht ganz der studentischen Freiwilligkeit und Initiative überlassen bleiben kann. Wir sind hier in hohem Grade auf die wohlwollende Unterstützung der Behörden angewiesen, weil sich im Zusammenhang mit dem Sportplatz auch noch die Frage nach Sportlehrern stellt und nach einer Anpassung der Stundenpläne im Sinne einer allgemeinen Freihaltung von ein bis zwei Nachmittagen in der Woche. Erfreulicherweise besteht alle Aussicht, daß die Hochschulbehörden unsere Wünsche nach dieser Hinsicht befürworten.

Nicht ganz ohne Bedeutung für eine nahe Verwirklichung des Sportplatzpostulates ist die heute in Zürich in Fluß geratene Spiel- und Sportplatzdiskussion. Es handelt sich um den Bau eines großen Sportgeländes mit Stadioncharakter aus städtischen Mitteln, für das ernstlich als Terrain nur die kleine Allmend in Frage kommen kann. Dieses auf eine polysportive Betätigung der Bevölkerung gerichtete Projekt würde mit seinen Rasenspielflächen, den leichtathletischen Wettkampfanlagen, den Tennisplätzen, dem Schwimmbassin und der Sporthalle in einem nie erträumten Ausmaß den Gedanken eines Hochschulsportplatzes in sich aufgehen lassen. Da ein so großangelegtes Projekt, wie das von der Stadt Zürich geplante, der finanziellen Tragweite wegen nur bei der Zusammenfassung aller irgendwie an diesem Sportgelände Interessierten Aussicht auf Erfolg hat, würde man auch die Hochschulen als Partner mit offenen Armen aufnehmen. Die Fühlungnahme mit dem das Projekt der Stadt bearbeitenden Verkehrsdirektor Dr. Ith hat diese Erwartungen inzwischen bestätigt. Die Vorteile einer solchen Verbindung

liegen auf der Hand. Die Mitinteressierung aller Sportkreise verspricht eine allen modernen Anforderungen genügende Anlage, bei der auch die individuellen Wünsche befriedigt werden können. Die intensive Benutzung macht die Anlage wirtschaftlich, ein Moment, das abstimmungs- politisch ins Gewicht fallen wird. Die Mitbenutzung durch die Hoch- schulen bereitet wenig Kollisionen, da die Bevölkerung weit mehr auf den Abendbesuch angewiesen ist, als die Studenten. Die Entfernung von den Hochschulen ist bei den in Aussicht stehenden Verkehrser- leichterungen ohne Bedeutung, besonders wenn man an die nachmittags- weise Benutzung denkt.

Trotz der Befürwortung einer Verbindung mit der städtischen Sport- anlage, deren Verwirklichung durch die für 1933 Zürich in Aussicht stehende Landesausstellung beschleunigt werden wird, bleibt unsere ideale Forderung ein eigener Hochschulsportplatz. Angesichts der damit ver- bundenen großen finanziellen Lasten und der nicht vollen Ausnutzung einer eigenen Sportanlage, muß dieser Wunsch vorläufig zurückgestellt werden. Sollte die gegenüber der Universität liegende „Wässerwiese“ mit dem angrenzenden Wiesland auf Betreiben unserer Sportkommission uns zur Verfügung gestellt werden, so schließt das die Beteiligung am Sportgelände der Stadt Zürich nicht aus. Jener Platz wird in seiner räumlichen Beschränkung immer nur ein Provisorium bleiben, allerdings für Zwischenstunden ein gutes Provisorium. Für die Austragung von Wettkämpfen kann er nie in Frage kommen.

Es ist nötig, aus dem Stadium platonischer Sportplatzwünsche her- auszukommen, sich auf ein bestimmtes Projekt zu einigen und sich dafür unentwegt einzusetzen. Daß wir dabei nicht für uns, sondern für die Kommilitonen der nächsten Semester kämpfen, darf unserer Begeisterung keinen Einhalt tun.

Fritz Wanner.

DIE UNIVERSITÄTSSTADT MONTPELLIER.

Man hat Montpellier das französische Heidelberg genannt. Die Be- zeichnung ist nicht schlecht, nur muß man sich über die Tragweite des Attributs im klaren sein. Ferner darf man nicht vergessen, daß es sich um eine Stadt des Südens handelt. So findet sich hier nichts von dem, was den Nimbus jener idyllischen germanischen Bildungsstätten aus- macht. Und doch ist, namentlich für uns Nordschweizer, der Aufenthalt in dieser ältesten Universitätsstadt Frankreichs, die von unsern Vor-

fahren so häufig aufgesucht wurde, interessant und reizvoll. Wir finden uns im Süden Frankreichs in einem neuen und fremdartigen Milieu, das wohl wert ist, kennen gelernt zu werden.

Die Stadt liegt im Südosten Frankreichs, zwischen Marseille und der spanischen Grenze. Sie ist das Zentrum des alten Languedoc, jenes weingesegneten Distrikts zwischen Provence und Pyrenäen. — Montpellier liegt elf Kilometer vom Meere, ein Bähnchen führt zum Strandorte Palavas, der im Sommer eine ideale Badegelegenheit bietet. Das Klima ist meridional, im Sommer sehr heiß und im Winter mild. Doch beginnt die große Hitze erst gegen Ende Juli, und in der Periode Dezember—Januar kann es gelegentlich recht kalt werden. Die Kälte ist dem Mistral zuzuschreiben, jenem eisigen Bergwind, der bisweilen Provence und Languedoc mit beängstigender Wucht heimsucht und — allerdings nur für kurze Zeit — die blühende Gegend in ein Sibirien zu verwandeln droht. So sind es meist die der häufigen Temperatursprünge ungewohnten Nordländer, die sich im Wintersemester mehrere Male ausgiebigst erkälten. Man ist im Midi nicht für die Kälte eingerichtet. Die Oefen sind schlecht und Fenster und Türen schließen mangelhaft. So muß man sich einzig am Bewußtsein erwärmen, im Süden zu sein. — Aber wie gesagt, dies sind Ausnahmefälle; die Winter, mit den unsrigen verglichen — besonders dem heurigen — sind angenehmer und milder.

Die Stadt selbst hat etwa 90,000 Einwohner und ist der Hauptort des Departements Hérault. Sie trägt typisch südliches Gepräge, ist aber für den französischen Midi relativ sauber. Als Provinzstadt ist Montpellier nach außen zur Bedeutungslosigkeit verdammt, immerhin pulsiert in seinen Mauern ein beträchtliches Leben. Die südliche Musikfreudigkeit spiegelt sich in einer pompösen Oper wieder, die zum mindesten größer und schöner als die zürcherische ist. Die einheimischen Kräfte sind mäßig, Gastspiele aus Paris bringen häufige Abwechslung. — Das Straßenbild ist südlich bewegt, selbst die rauhen Tage vermögen dem bunten Gewoge von bummelnden Passanten, ausrufenden Verkäufern, knarrenden Eselkarren keinen Einhalt zu tun. Dem Bedürfnisse der Bevölkerung, im Freien zu flanieren, ist reichlich Rechnung getragen, man findet mehrere gut unterhaltene Gärten, breite Boulevardanlagen und Plätze. Deren schönste sind wohl die Place de l'Opéra, das Zentrum der Stadt mit seinem berühmten „Oeuf“, einem asphaltierten Promenoir, wo man mittags und abends ganz Montpellier antrifft und der von

Mistral besungene „Peyron“. Letzterer ist auf einer kleinen Anhöhe gelegen, er beherrscht den Großteil der Stadt und an guten Tagen hat man hier eine hübsche Aussicht aufs Meer und das gegen Norden gelegene Gebirge. — Ein anderer wichtiger Faktor im öffentlichen Leben ist das Café. Diese liebenswürdigen Etablissements sind ein wahrer Segen für die schlimmen Tage, man ist hier warm, billig und gut aufgehoben. Sie sind streng geschieden nach Klassen und politischen Anschauungen und gemeinsam zu jeder Tages- und Nachtzeit von jenem lebensfreudigen Menschenschlag bevölkert, der, wie die Studenten, den Müßiggang der Arbeit vorzieht und sich dabei außerordentlich wohl fühlt.

Die Universität gibt der Stadt das Gepräge. Sie ist vor allem berühmt durch ihre Ecole de médecine, die die älteste Frankreichs ist und in der Geschichte der Medizin einen bedeutenden Platz einnimmt. Die Fakultät, die ums Jahr 900 von Arabern und Juden gegründet wurde, und die ihre Entstehung dem damals blühenden Spezereihandel der Stadt verdankt, ist heute im ehemaligen bischöflichen Palais untergebracht. Der Anblick ist imponierend: das langgestreckte Gebäude, das den Stempel der Renaissance trägt, ist an die mächtige, uralte Kathedrale St. Pierre angebaut. Die ganze Schule liegt in ihrem Schatten, den man wohl auch im Grunde des etwas mystischen montpellierischen Vitalismus wiedertrifft, der in der Geschichte der Pathologie eine so große Rolle gespielt hat. Alles atmet hier Tradition: der Festsaal birgt eine antike Büste des Hippokrates, im anatomischen Hörsaal findet sich eine sella aus der Arena von Nîmes, die Professoren schreiten in mittelalterlicher Würde umher und erscheinen bei jedem Anlasse in einem etwas beängstigend roten Talare.

Die übrige Universität der Juristen und Philosophen findet sich unweit inmitten von winkligen Gäßchen und finstern Häusern. Sie besteht aus einem etwas charakterlosen, dafür umso reinlichern Komplex von mehreren Gebäuden, die durch weite Höfe miteinander verbunden sind.

Montpellier beherbergt gegenwärtig 3500 Studenten, unter denen 53 Nationen vertreten sind. Die Schweiz dürfte dabei ziemlich an letzter Stelle stehen. Die Universität ist die zweitbedeutendste Frankreichs; neben einem großen Kontingent Franzosen finden sich vor allem südländische Exoten aller Schattierungen, die des Klimas wegen hergekommen sind. Diese intellektuelle Invasion Frankreichs mit Orientalen

und Negern reiht sich an die militärische und kommerzielle. Der Franzose schätzt diese Erscheinung ganz und gar nicht; aber mit der ihm eigenen Fähigkeit, unangenehme Dinge nicht zu sehen, gleitet er einfach darüber hinweg. So ignoriert denn der einheimische Student mit vollendeter Liebenswürdigkeit seine pigmentierten Kollegen und zum größten Teile — Kompatrioten.

Bekannt ist auch die juristische Fakultät; an ihrer Spitze steht Mr. Robert Valéry, der Bruder des Dichters. Ferner war Montpellier von jeher ein *Dorado* für Botaniker. Sein *Jardin des plantes* wurde von Henri IV gegründet; er ist heute mit seinen Baumriesen und seiner südlichen Ueppigkeit wohl einer der schönsten Europas. Der frühen Pflege der Botanik verdankt die Arzneyschule ihre Entstehung, die durch das ganze Mittelalter führend war und auch heute noch ihren Ruhm beibehält. — An die Hochschule angeschlossen findet sich in Cette, eine halbe Stunde entfernt, ein Institut für Meeresbiologie. — Die Universitätskliniken sind in zwei großen, nicht allzumodernen Spitälern untergebracht. Leider droht die Zahl der Lernbegierigen die der Kranken zu überwiegen, die klinischen Lektionen aber sind von der bekannten französischen Meisterhaftigkeit. Die Professoren sind durchwegs blendende Redner und im nähern Verkehr von jener gallischen Liebenswürdigkeit, die hier im Süden einen angenehmen Stich ins Herzliche erhält.

Der französische Student lebt im Durchschnitt wohl besser und billiger als der schweizerische oder deutsche. Seine Lebensweise weicht von der unserigen beträchtlich ab, ihre eingehende Beschreibung wäre der Gegenstand eines besondern Artikels. Er ist im allgemeinen von der Art des angehenden lebenswürdigen *Bon-Vivant*, gutmütig, ohne hohe Präntionen und durchaus geneigt zu leben und leben zu lassen. Das Studium vermag den Inhalt seines Daseins nicht auszufüllen, trotz des Damokles-Schwertes in Form eines schrecklichen perpetuellen Prüfungssystems, das just diesem Charakterzuge entgegenzuarbeiten sucht, lebt er heiter und sucht die Vergnügungen mehr als den Hörsaal. Diese sind, um zum Schlusse zu kommen, in Montpellier nicht spärlich gesät, man weiß hier in jeder Hinsicht den Bedürfnissen der Studenten entgegenzukommen. Im allgemeinen besteht zwischen uns Schweizern und den gallischen Kommilitonen eine herzliche Kameradschaft.

Ein Semester hier im Süden wird uns stets in angenehmer Erinnerung bleiben. Einen längern Aufenthalt halte ich für nutzlos. Drei Monate genügen, um sich mit dem Milieu hinlänglich vertraut zu machen.

Wer weiter in Frankreich zu bleiben gedenkt, wird kaum dem Magneten länger widerstehen können, dessen Kräfte bis in diesen abgelegenen Winkel strahlen: Paris.
J. Albertini, med.

THEATER.

Die hergebrachten Typen der Schauspieler-Rollen sind im Begriff, eine Metamorphose durchzumachen. Es wird bald nur ein einziger Typus übrig bleiben: der Held. Ich meine: der Märtyrer, dem sein Beruf die Dornenkrone in die Stirn drückt. Jeder junge Mensch, den wirklicher Drang und wahrer Beruf heute zur Bühne treibt, muß wissen, daß ihm nur zwei Wege offen stehn: in heroischer Pflichterfüllung seiner Kunst zu dienen und den Wenigen, die sie schätzen, und der Mißachtung der Oeffentlichkeit, die ihn angähnt aus den leeren Bänken, einsamen Trotz zu bieten, — oder entmutigt im Schlendrian zu erliegen und sein Teil beizusteuern zum Niedergang der Kunst. So schließt sich in der Tat der *circulus vitiosus*, der das Schauspiel zu vernichten droht. Halbleeres Haus — ernüchterte Minderleistung der Bühne — Enttäuschung der noch bleibenden Besucher.

Das wesentliche ist die primäre Frage: Warum hat das Theater die Anziehungskraft auf das Publikum verloren? Die geläufige Antwort: Kino! löst das Problem nicht. Jeder denkende Kinobesucher weiß, daß er hier (auch wenn die Filmproduktion nicht mehr zu 97 % so schauderhaft unzulänglich wäre, wie sie es immer noch ist) etwas ganz anderes sucht als im Schauspiel. Es gibt Theaterdirektionen, die auf die unglückselige Idee kamen, es liege an der Reklame! Als ob es nicht geradezu eine Wohltat wäre für jeden Anständigen im Geiste, von den takt- und geschmacklosen Filmsuperlativen zu der einfachen, raum- und stilbescheidenen Theaterankündigung zu fliehen.

Und schlimmer ist die andere Nachahmung: man versucht den Film zu konkurrenzieren in der Auswahl des Stücks und der Art des Spiels. Musik muß helfen! Doch fragt nur nicht nach der Qualität der Komposition und der Wahl der Instrumente! (Nebenbei bemerkt: Es gibt Kino-Orchester, die nicht schlecht spielen. Aber sollte man nicht die Sittlichkeitspolizei alarmieren gegen die alltäglich in großen Filmtheatern geübte Verhöhnung alles dessen, was Orgelspiel heißt?)

An findigen Autoren hat es nie gefehlt. Der sensationelle Schlager amerikanischen Musters (und Ursprungs) macht sich breit, wie in der

Film-„Kunst“ so im Schauspiel. Er lockt die Menge, — er füllt die Kasse. Aber weh der Kunst des Schauspiels, weh unserer Zeit, wenn dieser Ausweg der Weg der Zukunft wird. Damit, daß die Bankreihen sich füllen — mit gähnenden Köpfen, rettet die Kunst sich nicht.

Aber ich höre den Einwand der Theaterdirektoren: Am Ende entscheidet ja doch die Tendenz der Zeit, die Einstellung des Publikums. Gelingt es uns nicht, das Haus zu füllen, so laufen die besten Kräfte davon. Und bei platonischen Betrachtungen über die Kunst können wir verhungern!

Das ist die Krisis, — das Martyrium des Theaters. Hört ihr die Forderung, die darin liegt? Sie geht an alle, die sich bewußt geworden (und sollten es ihrer nicht heute schon v i e l e sein?), daß einer künstlerischen Ausdrucksform die Vernichtung droht, die durch nichts — am allerwenigsten durch den Kino — zu ersetzen sein wird.

Besucht das Schauspiel! Und zwar: besucht es denkend, kritisch, und nicht um einer Sensation willen. Man geht ins Theater zu einem F e s t, in besonderer Stimmung, im dunkeln Anzug und die schönere Kravatte umgelegt, — nicht so, wie man von der Straße weg aus Langleweile statt im Kaffeehaus noch schnell im Kino untertaucht. Theaterbesuch will Vorbereitung. Der Genuß bleibt halb, wenn man erst abends, zwischen Suppe und Kaffee sich umsieht, was gespielt wird.

Es liegt an uns, am Publikum, wenn das Schauspiel auf Abwege kommt, verflacht, degeneriert. Und Aufgabe einer neuen, kritischen Generation ist es, das Theater an seine besondere, hohe, niemals veraltete Mission zu erinnern: die künstlerische Darstellung des Menschen, des einzelnen und besondern Menschen in all seiner Problematik, — kurz: unsrer selbst.

Klaus Actor.

FILM.

Als Prolegomenon ist vorliegendem Aufsatz eines voranzustellen: daß man niemals Kritik und Ablehnung einander gleichsetze, — Kritik gründet auf grundsätzlicher Anerkennung und dem Willen zu wertvoller Mitgestaltung des besprochenen Objektes im gesamten.

Versuchen wir einmal eine Stilanalyse des Films als überaus belangericher Ausdrucksform, um so die Voraussetzungen zu fruchtbarer Diskussion anzudeuten.

Die ganze fast erschreckende Krisis, worin zurzeit die Filmkunst

laviert, geht letzten Endes auf die Tatsache zurück, daß sie gewissermaßen als Wechselbalg ins Kulturleben trat, indem ihr die Funktion des Theaters zugedacht wurde. Diese zu erfüllen war sie aber nicht imstande, und das tritt immer klarer ans Licht, — man ist zurzeit soweit gekommen, sich nach der angemessenen Aufgabe des Films zu fragen, und wann diese klar liegt, bleiben die spezifischen Mittel zu arbeiten, womit sie auch erfüllt werden mag.

Der unbestreitbare, wesentlichste Vorzug des Spiels in drei-dimensionalen Räumen vor der Lichtbildprojektion besteht darin, daß man dort den Menschen als Einzelfaktor aufgefaßt darstellen und ins Uebermenschliche, Formulare steigern kann, während im Grunde genommen jede Massenszene auf der Bühne embêtirt, — aber wohlbemerkt nur auf der Bühne des modernen Theaters, während dies für den Chor in der griechischen Tragödie keineswegs so gewesen ist. Der Grund für diese Tatsache liegt darin, daß unser modernes Theater und eigentlich alle Künste außerkirchlicher und nachmittelalterlicher Ordnung die unmittelbare Realität eingebüßt haben; dadurch konnten sie am Begriffe der freien Kunst (im Sinne: *l'art pour l'art*) gemessen reiner, selbständiger oder gar selbtherrlicher werden, als etwa der griechische Tragödienchor und die Liturgie der katholischen Kirche es sind, beides doch ebenfalls unbestrittene Höchstleistungen künstlerischer Gestaltung. Doch haben sie anderseits in entsprechendem Maße an Realität und allgemeiner Aktualität eingebüßt, — sind heute weitgehend nur noch Angelegenheit einer dünnen Oberschicht der Gesellschaft: dieser ist die individuelle und in Uebertreibung sogar singulär-pathologische Einzelpersone als gültige Reduktionsformel wesentlich, also etwas weitgehend Ueber-Reales. So wenig nun aber vor Aischylos und vielleicht selbst unter Euripides irgend ein athenischer Flickschuster um solcher Dinge willen ins Theater ging, so wenig ist dies heute der Fall. Wohl verlangte auch seine Seele nach Spiel als Spiegelung des Daseins und Ueberwindung des Leids, — doch müssen ihm Realitäten geboten sein, und der Inhalt griechischer Tragödien war allen Hellenen lebendigste Realität, just das, womit wir verzweifelt wenig anzufangen wissen. Genau so aber ist es auch heute noch: unsere Arbeiter leben ebenfalls nicht vom Brot allein. Freilich, so wenig sie einen großen Unterschied zwischen Parisienne und Batschari Crown zu machen wissen, so wenig werden sie jemals erfassen, was gerade am Theater wesentlich ist; sie verlangen nicht *l'art pour l'art* und die höchste Formel, sondern lebhaftige Realität, der allein ihre psy-

chische Organisation gewachsen ist: das kann der Film bieten, soll es tun, immer mehr.

Die Realität ist das vornehmste Ausdrucksfeld des Films, und nichts größerer Unsinn, als was die Amerikaner tun: vor Kulissen Russenfilme zu drehn.

Die Realität bietet aber höchst selten jene abgeklärt-endgültige Formel, wie sie ein trefflicher Schauspieler im Bühnenraum erringen kann, sondern nur naive grausame Wirklichkeiten der Freude und des Hasses, der Liebe und gewaltsamen Todes, in gelegentlichem maßlosem Ueberborden; und anderseits bildet dort immer die Masse und wesentlich nur die Masse den offensichtlichen Akteur eines gigantischen Geschehens, niemals der Mann, wie er hinter allem steht, wie etwa Napoleon es tat. Diese Realität nun in ihrer grundlegenden Bedeutung einerseits und andernteils die Masse als das ausdrucksstechnisch wesensgemäße Äquivalent des Films zum Einzelschauspieler der Bühne erkannt zu haben, das ist das Verdienst der Russen.

Wenn der Film auch künstlerisch befriedigen soll, so muß er sich diese zweifache fundamentale Einsicht zu Nutze machen, und nicht weiterhin die Bühne photographieren.

Panzerkreuzer Potemkin, Mutter, und Zehn Tage, die die Welt erschütterten, das sind die ersten Filme ohne mehr als drei Banalitäten, deren doch sonst vor allem die amerikanischen Erzeugnisse jedes zu Hunderten enthält. — Man mag nun politisch sich zum Sowjetsystem stellen, wie man immer will, — ich persönlich lehne es ab, — kulturell hat es hier eine Tat vollbracht, welche wir uns merken sollen: wenn man auch heute noch zögert, es zu tun, morgen muß es sein, denn andernfalls wird tatsächlich nach einem tiefsinnigen Worte „der Kelch vorübergehn und nach Asien wandern.“

Hans Theiling.

WENN MAN EINMAL GESCHICHTE TREIBT . . .

Wenn man einmal, nach tausend Jahren nämlich, Geschichte treibt, wie wir jetzt — und von Mussolini schreibt, wie wir heute von Cäsar oder von europäischer Kunst und europäischem Leben am Ende des zweiten Jahrtausends (wie wir heute vom alten Rom und Aegypten), . . . dann, ja dann . . .! Zum mindesten sind wir dann unter dem Boden und längst selbst zu Erde geworden, daraus das Gestrüpp zwischen den Ruinen unserer Weltstädte üppig gedeiht. Alles ist eitel; die Welt vergeht mit ihrer Lust. Vanitas vanitatum. —

Aber es gibt wirklich Leute, die meinen, so etwas sei rein unmöglich. Wir sind doch in jeder Beziehung der Höhepunkt! Die Antiqui (Griechen, Römer, Babylonier samt und sonders) schätzen sich glücklich, daß sie unsere Vorfahren sein durften. Spätere Geschlechter werden ehrfurchtsvoll unser Erbe genießen. So ungefähr sagte Friedrich Schiller. Vielleicht hat er recht gehabt; das war im 18. Jahrhundert. Aber dann kam eben das leidige neunzehnte. — Doch wir Jungen sind ja wieder auf voller Höhe, viel höher noch! „Warum,“ — so brüllte letzthin einer im deutschen Rundfunk, — „warum hat man nicht alle Museen und Galerien schon längst ausverkauft. Weg mit all den alten Bildern, nach Amerika. Die bezahlen's ja gut. Und dann moderne Kunst hineinstellen, moderne Musik aufführen!“ Er hätte so gerne noch gesagt: Beethoven und Goethe einstampfen!

Da besteht denn seit einigen Jahren eine sonderbare Gesellschaft für moderne Musik. Sie hat zum Ziel die Propagierung der Neutöner und ist international. Natürlich heute ist alles Große international; es zieht sonst nicht. Am Lautsprecher wird verkündet — und das Publikum fällt in die Knie —, der neue Musikstil sei gefunden, besser: „begründet“. Die Zeit des bloßen Experimentierens sei endgültig überwunden, die junge Klassizität sei geboren. Wer's nicht glaubt ist erledigt, das heißt er gehört eben zu der ohnehin überlebten Epoche Wagner-Liszt-Richard Strauß. Sieht man sich die neue Klassizität an, so sind's zunächst ein paar verspätete Romantiker in modernharmonischem Gewand (auch die Schweizer unter ihnen); die übrigen sind die Radikalen, die, wie sie sagen, zu den Urquellen der Musik herabgestiegen (um hier wieder zu schöpfen — und schöpfen), als da sind: primitiver, aber wirkender Rhythmus, urmenschliche Tonäußerung, Freude am Lärm. Um die Form steht es bei diesen Urquellen etwas schlimmer, aber man ist nicht verlegen und bestiehlt einfach frühere Stile — es regt sich ja niemand; und also komponiert man wieder im Fugen- und Suitenstil. Der Meister Bach aber hat die Ehre, als gerupfter Vogel, Patenstelle zu versehen. (Aber der Lebende hat recht, und wir sind ja auf einem Höhepunkt der Kultur!) Doch nicht nur in der Musik: In jedem modernen Kunsthause kann man kopierte Gotik finden, daneben ägyptische Reminiszenzen, Aztekenmotive u. s. w. Wir lassen uns von den Negern Musik machen und holen Themen bei den Rothäuten und Chinesen. Der Jazz dringt in den Konzertsaal und scheint überhaupt das Gegen Geschenk für die Mission zu sein. Nur zu! Um so interessanter für die Geschichtsbeflissenen nach 1000 Jahren.

Aber die sollen aufpassen. Denn es wird ihnen genau gleich gehen. Es scheint, daß sich die Weltgeschichte wiederholt. Daß wir mit dem dekadenten Rom so ungefähr parallel gehen, — das einzusehen, muß man nicht einmal Spengler lesen. Man war damals so international wie heute, hatte eine Allerweltskunst und prunkte mit Masse und Material wie heute. Das Volk schrie: „Panem et circenses“. Heute kann es mit Lohn-erhöhung und Film machen. Man berauschte sich an orientalischen Kulturen und genoß das Leben daneben auf schönste Weise. In einer Gasse von Wien, die nach der heiligen Anna benannt ist, findet man eine Aufschrift: Tanzbar „zur Hölle“. Daneben steht die St. Anna-kirche und ein paar Schritte weiter hat man das Haus der Kultur-gesellschaft, wo man Tagore, Hériot und Jung hören kann. Noch weiter unten versammeln sich die „Heiligen der letzten Tage“. — Tyrannei und Scheindemokratie hatte man auch im alten Rom. Der Pontifex maximus mit seinen Opferschauern war etwa so bedeutungslos wie heute eine offizielle Kirche. Und wenn man in Rom zuletzt auf die gute Idee kam, ein Pantheon zu bauen, so ist das nicht viel anderes, als daß man in Paris vor nicht langer Zeit eine Moschee geweiht hat. Das beste aber ist, daß man sich im allgemeinen recht wohl fühlt dabei. Die letzte Weisheit ist nämlich immer — und also auch im Untergehenden Abendland — diejenige Epikurs.

Walter Rüschi, phil.

400, 300 UND NOCHMALS 300.

Es gibt keine Schweizer Autoren unter dreißig. Wenigstens kennt der Kürschnersche Literaturkalender keine. So schreibt Eduard Korrodi in der literarischen Beilage der „Neuen Zürcher Zeitung“. Aber er selbst will nicht recht daran glauben. Darum erläßt er drei Preisausschreiben für die junge Generation. Wir danken ihm dafür.

Gibt es wirklich keine jungen Schweizer Autoren? Oder bescheidener gefragt: Gibt es keine jungen Schweizer, die schreiben?

Jede Woche kommen mindestens drei zu mir. Sie kommen zu mir, und wenn sie sich dann überzeugt haben, wie menschlich-wenig ich bin, ziehen sie ein Gedicht hervor. Immer Lyrik! Modern, extravagant? Oh nein, meistens überbescheiden, beengt, behemmt! Und bis sie das Gedicht hervorziehen, brauchen sie mindestens eine Viertelstunde. Und zwei Wochen, bis sie überhaupt nur zu mir gekommen sind. Meine Ansätze sind minimal!

Und zu Dr. Korrodi? Jahre . . . und dann sind sie über dreißig! Und Herr Korrodi wundert sich. (Nehmen wir es an.) Aber er ist zu groß, zu berühmt und sein Haus zu massig, zu mächtig, zu vollendet, für so bescheidene Leute.

Man geht doch nicht zum Papst, wenn . . . Man geht . . . Nein, man geht überhaupt nicht. Man wartet ab.

Minderwertigkeitskomplex? O ja.

Ich hab es schon gesagt: man schreibt Lyrik. Das ist fast immer das erste. Nicht gute, aber nette Lyrik. Viele gibt es, die Lyrik schreiben. Es ist mir des öfters passiert, daß ich wochenlang mit jemandem zu tun hatte. Und nie über Literatur sprach, weil ich nie darüber spreche. (Ich traue es mir nicht zu.) Und in der dritten Woche kam bombeplatzsicher ein Gedicht. Von Leuten, die mir durchaus vernünftig schienen. Und was für ein Gedicht!

Ich fragte: Woher?

Erlebt!

Mensch, dann gehören Sie ins Irrenhaus.

Und der vernünftige Mensch schaute mich durchaus unvernünftig an.

Seitdem grüßt er mich nicht mehr. Und ich sag keinem mehr, er gehöre ins Irrenhaus! Schl.

Die Preisausschreiben:

I. Ein Preis von 400 Franken für:

Eine novellistische Arbeit oder ein Romanfragment, bezogen auf die Gefühls- und Erlebniswelt der heutigen Zwanzig- bis Dreißigjährigen. (Umfang nicht über 250 Druckzeilen.)

II. Ein Preis von 300 Franken für:

Ein Gedicht.

Keine andere Bedingung, als daß es eines sei.

III. Ein Preis von 300 Franken für:

Einen Essay,

bezogen auf das geistige Blickfeld der jüngsten Generation. (Umfang nicht über 200 Zeilen.)

Bedingungen:

Die Verfasser dürfen nicht älter als 33 Jahre sein. — Sich bewerben können Schweizer und Ausländer, die in der Schweiz niedergelassen sind. — Die Beiträge dürfen keinen Autornamen enthalten, müssen in Maschinenschrift vorliegen und sind mit einem Kennwort zu versehen.

Beizulegen ist ein mit dem Kennwort versehenes, verschlossenes Couvert, das Name des Verfassers, Alter, Beruf und Adresse enthält. — Letzter Termin der Einsendung: 20. März 1929. (Adresse: Redaktionssekretariat der N. Z. Z. mit dem Vermerk: Preisausschreiben.) — Veröffentlichung der Resultate und Beiträge in der Literarischen Beilage an Ostern; Arbeiten, die nicht prämiert werden, deren Wert dennoch entschieden ist, behält sich die Redaktion vor, zu erwerben.

WAS SAGT IHR DAZU?

Schluß von Demetrius Euda.

Wie doch in diesem Leben das meiste anders geht! — Wie doch kein Sterblicher, wenn er am Morgen sich erhebt, zu ahnen vermag, wann, wo, unter welchen besonderen Umständen er sich wieder zur Ruhe legen wird. Sterndeuter und Chiromanten, ihr bleibt Stümper in eurem Handwerk, so lang ihr das Mittel nicht findet, den Schicksalswissensdurstigen nicht nur über seine eventuelle Zukunft aufzuklären, sondern ihn auch vor seinen eventuellen Dummheiten zu bewahren. — Wie mancher zog aus, sich an die Brust der Alma Mater zu legen, und siehe, er verwechselte das Auditorium, und die Arme, die ihn liebevoll empfangen, gehörten nicht der strengen Göttin der Weisheit. Und einer ging hin und suchte ein sanftes, liebes und süßes Kätzlein, und es geschah, daß er heimkehrte mit einem widerborstigen Kater. Was seid ihr für Zimmergesellen der Welt, Bacchos und Aphrodite! —

Heinrich lag tief in den Kissen und faßte in solchen und ähnlichen Gedanken die Quintessenz seiner Erlebnisse von gestern und ehegestern zusammen, als gegen die Mittagsstunde seine Philisterin, nicht ohne eindringlich angeklopft zu haben, den Kopf zur Türspalte hereinstreckte.

„Ich wollte nur fragen, Herr Leander,“ sagte sie, „ob Ihnen vielleicht etwas fehlt? Ich meine, weil Sie doch sonst nie so spät aufstehn und es ist schon fast 12 Uhr? Und dann hätte ich Sie auch noch fragen wollen, ich meine, wenn es Ihnen nichts macht, ich möchte ja nicht etwa Ihre Zeit in Anspruch nehmen, aber wenn Sie noch einmal zu dem Ofen sehen wollten im Eßzimmer; er brennt wieder wie die Hölle und Sie haben ihn gestern so gut regulieren können. Mein Gott, wir sind erst Ende Oktober und ich kann doch nicht jetzt schon alles Holz verbrennen, es ist ja gar nicht kalt und ich hätte nicht heizen müssen, wenn nicht der

neue Pangsionsherr, der vorgestern ankam, wissen Sie, der Mediziner, der Herr Neuntöter, der am patologischen Institut arbeitet —“

„Liebe Frau Oberförster“, unterbrach Leander, indem er sich umdrehte und die Augen rieb — (er pflegte ihr diesen Titel zu verleihen, obschon sie eigentlich Frau Oberholzer hieß) —, „das Ding heißt: p a t h o l o g i s c h. Pathos, die Leidenschaft, und Logos, das Geschwätz. — Was den höllischen Ofen anbelangt, so will ich mich gern damit befassen, obzwar das eigentlich Sache des Kollegen Immerdar wäre. Aber da ich mir ohnehin schon vorkomme wie Mucius Scaevola —“

„Mu — —? Wer ist denn das?“

„Ein alter Römer, der sich a u c h die Finger verbrannt hat, aber bei einer ganz anderen Gelegenheit.“ —

Aber die löbliche Philisterin (wie alle löblichen Philisterinnen) verstand in Sachen des leiblichen Wohls ihrer Pangsionäre keinen Spaß.

„Nun reden Sie doch vernünftig,“ rief sie mit wohlwollender Ent-rüstung, „man kommt ja nie draus, ob es Ihnen Ernst oder Spaß ist. Man könnte ja meinen, Sie reden im Fieber! Und Sie haben auch so kleine, feuchte Augen, gewiß haben Sie sich gestern abend erkältet (im Gegenteil, dachte Leander), das ist jetzt bei diesem Uebergangswetter besonders gefährlich. Ach, mein Seliger pflegte immer zu sagen, als er noch lebte, Frau, sagte er, paß auf, dieser Herbstnebel, das ist des Teufels! Und richtig war es denn auch grad am Allerheiligen, jetzt sinds bald 10 Jahre her, daß er die Grippe bekam, und so war er ja eben, schonen konnte er sich nie, ja ja, Herr Leander, da muß man aufpassen bei den geringsten Anzeichen und wenn es Ihnen nicht ganz wohl ist, bleiben Sie lieber im Bett und ich mache Ihnen einen Pektoraltee —“

„Lethe!“ rief Heinrich mit Emphase und hob sich mit Schwung aus dem Bett, so daß die Geschäftigte in ernster Besorgnis von hinnen eilte, um Herrn Neuntöter, den Mediziner, zu alarmieren, „Lethe hole man mir und den göttlichen Orpheus, sonst ist da nicht viel zu kurieren.“ — Sprach's, zog sich an und ging in den Eßsaal, wo ihn die kollegiale Corona einmütig gespannten Blickes erwartete.

„Sag mal, altes Haus,“ fragte Meyer, „hast Du im Sinn die Fakultät zu wechseln? Du schlägst Dich ja mit homerischen Größen herum, daß man's durch drei Wände hört. Oder ist Dir die klassische Begeisterung als Resultat Deiner nächtlichen Tänze in die Glieder gefahren?“

„Lassen wir Homer,“ brummte Heinrich, indem er angelegentlich

die Suppe löffelte. — „Hingegen würde mich Eure Ansicht über die platonische Theorie von der Seele des Weibes interessieren.“

„Kennen wir nich“, sagte Meyer, der in jungen Jahren anderthalb Semester Philosophie in Berlin gehört hatte, „würde mich aber sehr interessieren. Kann ich vielleicht für meine Diß verwerten.“ —

Gotthold Immerdar stellte fest, obwohl ohne die Materie näher zu kennen, daß Plato das wahre Wesen der Seele unmöglich erfaßt haben könne. Aber Heinrich führte nachdenklich aus: „Plato lehrt, daß der Mensch drei Seelen habe: Die sinnliche, die sittliche, die rationale. Das Weib hat davon nur zwei. Ihm fehlt die Verstandesseele.“

„Oho!“ rief der Pathologe, „sagen wir die Hälfte. Der alte Plato täuscht sich gründlich: Erstens ist die Seele in sich ein geschlossenes und untrennbares Ganzes, zweitens ist sie auch mit dem Körper ganz unteilbar verbunden, drittens gilt dies in ganz besonderem Maße vom Weibe. Wenn aber schon ein Sitz der Seele angenommen werden soll, so ist er ganz gewiß nicht im Kopf, weder im Groß- noch im Kleinhirn zu suchen. Das ist heute hinlänglich festgestellt, und man kann durchaus keine bessere Definition finden als diejenige des berühmten Gynäkologen, der da sagte: die Seele des Weibes ist —“

Das Erscheinen der Zimmerfee unterbrach ihn glücklicherweise. Sie meldete, es sei ein Fräulein da, das Herrn Meyer zu sprechen wünsche. Den Namen habe sie nicht verstanden, es sei so etwas komisches, und sie spreche hochdeutsch. —

Meyer griff sich an den Kopf: „Richtig, das hätt' ich fast vergessen! Ich habe die Kollegin Eulalia Siebbein zum schwarzen Kaffee eingeladen. Ihr habt doch nichts dagegen, daß ich sie Euch vorstelle?“

„Im Gegenteil,“ sagte Immerdar, „ihre Gegenwart wird wenigstens Eurem Gewäsch von der Weiberseele ein Ende machen.“

„Die gerissene Psychologin?“ rief dagegen Leander. „Kommt gerade recht! Bitte hereinführen. Die soll mir Aufschluß geben über die moderne Frau!“

„Na, hör mal, blutjunges Semester,“ fragte jetzt Meyer mit Nachdruck, „was hast Du eigentlich gestern erlebt?“

Aber schon trat Eulalia über die Schwelle. Man erhob sich, wurde vorgestellt, war gegenseitig entzückt, Bekanntschaft zu machen. — Die augenblickliche Stille, die dann eintrat, durchbrach der Kunsthistoriker mit gewohnter Nonchalance.

„Tja, verehrte Kollegin, da sprachen wir also eben über die Seele

Politik



*Wo bleibt der
Nachwuchs ?*

**Die drei letzten
Mohikaner**

der Frau. Ohne endgültiges Resultat. Ihnen bleibt's vorbehalten, uns die erlösende Formel zu schenken! Das heißt natürlich, wenn Sie gestatten, daß wir mit Ihnen das heikle und brennende Thema fortdiskutieren?“ —

„Oh ja, gewiß, gern,“ sprach Eulalia und setzte sogleich, die Miene leichter Geselligkeit abstreifend, ihren abgründigtiefdringenden Psychologenblick auf. „Das Thema erweckt mein höchstes Interesse, ganz abgesehen davon, daß ich prinzipiell über alles spreche. Aber vielleicht sind Sie so freundlich, mir die bisherigen Resultate Ihrer Diskussion kurz auseinanderzusetzen?“

Dabei spießte sie ausgerechnet den Theologen mit einer dermaßen stechenden Blickeslanze an, daß der arme Immerdar sich radikal durchbohrt und an seine Stuhllehne geheftet fühlte. Indessen faßte er sich, wühlte einige Augenblicke verzweifelt in dem reichhaltigen Vokabular seiner tiefen Gelehrsamkeit, worauf die Sprache sich seiner Brust entrang.

„Wir kamen zu dem Schluß, hm — ja, wir sagten — — ich meine, so könne man es zusammenfassen, — — daß die Seele der Frau sich darstellt als das irrational-transzendente Prinzip der in beschränkt-irdischer Weise temporär mit rationalen Mitteln faßbaren weiblichen Schönheit.“

„Oh!“ rief Eulalia, „sehr gut, sehr schön gesagt, durchaus richtig gesehen. Nein, da habe ich nichts beizufügen, diese Definition ist endgültig!“

Der pathologische Neuntöter machte eines seiner blödesten Gesichter, und Heinrich verharrte in skeptischem Schweigen. Aber der Kunsthistorische schlug sich wie toll auf die Knie, sprang auf, setzte sich wieder, schrie endlich mit ungeheurem Frohlocken:

„Großartig, theologisches Haus, evangelischer Parteisekretär, himmlischer Sektionschef, einfach großartig ist das, fabelhaft, phänomenal! Nie hätt' ich gedacht, daß man Dich noch zu etwas brauchen könnte! Ich habe ihn, meine Herren, den habe ich, der soll mir nicht mehr entgehen! — —“

„Also, bitte, wen hast Du eigentlich, außer einem akuten Veitsanz?“ fragte der Mediziner.

„Altes Seziergestell, begreifst Du denn nicht? Den Schluß hab' ich für meine Diß, das ist doch klar! Evident! Höchst einfach! Hör' Dir doch die Definition der Seele an, die der Gotteströdler in seinem luciden Interval geboren hat. Die kehrt' ich ganz einfach um, und ich

habe die Definition der Frauenschönheit, und das gibt den monumentalen Abschluß meiner Diß! Die Schönheit des Weibes, werde ich schreiben, ist nichts anderes als der irdisch-temporär-rationale Ausdruck des transzendental-irrationalen Prinzips der weiblichen Seele. — Könnt Ihr Euch, meine Herren, einen Schlusssatz vorstellen, der besser, großartiger, treffender zu einer kunsthistorischen Doktorarbeit paßte?“

Oder zu einem problematischen Roman-Unternehmen, verehrte Lesergemeinde? — —

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

Universität Zürich.

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert:

a) zum Doktor beider Rechte: Herr Fritz Schiller von Zürich (Dissertation: Pflichtteil, Pflichtteilswert und Teilungsvorschrift nach L. G. B.); Herr Paul Mayer von Zürich (Dissertation: Die Ausweisung auf Schuld); Herr Hans Barth von Basel (Dissertation: Die Unterrichtsfreiheit in der Schweiz im 19. Jahrhundert in geschichtlicher und systematischer Darstellung).

b) zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr Emil Müller von Löhningen, Schaffhausen (Dissertation: Die psychotechnische Rationalisierung der schweizerischen Wirtschaft);

an der medizinischen Fakultät: Herr Hans Herwig von Arosa (Dissertation: Refraktion, Viscosität und Senkungsgeschwindigkeit bei Tuberkulose im Hochgebirge); Herr August Riederer von St. Gallen (Dissertation: Röntgenologische Schwangerschaftsdiagnostik); Herr Max Grob von Zürich (Dissertation: Blutuntersuchungen bei Melaena neonatorum); Herr Otto Vogler von Frauenfeld (Dissertation: Erfahrungen über die parenterale Schwefeltherapie nach Bory bei der Gonorrhoe);

an der philosophischen Fakultät I: Herr Robert Honegger von Wald (Zürich), (Dissertation: Der Bildungswert der manuellen Betätigung); Herr Jakob Bächtold von Zürich (Dissertation: Das Zwinglibild und die ersten zürcherischen Reformationschroniken);

an der philosophischen Fakultät II: Herr Willi Hürli mann von Hombrechtikon (Dissertation: Ueber Antho-

cyane); Herr Ernst Hurter von Kappel a. A. (Dissertation: Beobachtungen an Litoralalgen des Vierwaldstättersees); Herr Heinrich Möllering von Zürich (Dissertation: Untersuchungen über Aminosäuren und Derivate).

Studentenschaft.

Kleiner Studentenrat.

In der letzten Sitzung des KStR. orientierte der Präsident zunächst über den Stand der Sportplatzfrage. Die akademische Sportkommission hat in einer Eingabe an die Behörden um Ueberlassung der Wässerwiese als Hochschulsportplatz gebeten. Dieses Areal wäre natürlich sehr geeignet als Sportplatz der Studenten. Gleichzeitig wurde aber mit Herrn Dr. Ith, dem Direktor des zürcherischen Verkehrsbureaus, Fühlung genommen, der gegenwärtig ein großzügiges Projekt eines städtischen Sportplatzes ausarbeitet. Die Mitwirkung der Studentenschaft an diesen großzügigen Plänen wurde dabei offiziell begrüßt, und momentan sind Verhandlungen im Gange über eine eventuelle Beteiligung der Studentenschaft an diesem Projekt. Die Gefahr einer Doppelspurigkeit braucht hierbei nicht befürchtet zu werden, da die beiden Projekte sich nicht notwendigerweise ausschließen.

Die Idee eines Studentenheims geht langsam aber sicher ihrer Verwirklichung entgegen. Es wurde der Wunsch ausgesprochen, die Studentenschaft der Universität möge durch Veranstaltung eines Festes in größerem Rahmen auch etwas beitragen zur Beschaffung weiterer finanzieller Mittel.

Ferner wurde das Rektorat in einer Eingabe gebeten, bei der Erneuerung des Vertrages mit dem Frauenverein betreffend den Betrieb der Bar im Hauptgebäude auf eine Reduktion der Preise bedacht zu sein.

Der KStR. richtete an Herrn Regierungsrat Dr. Mousson ein Schreiben, worin diesem im Namen der Studentenschaft das tiefste Bedauern über seinen Rücktritt und der herzliche Dank der Studentenschaft für das Wohlwollen, das er ihr stets bekundete, ausgesprochen wurde.

Mit großem Vergnügen wurde festgestellt, daß der Se-Schlu-Ba, der am 2. Februar im Savoy-Hotel Baur en Ville einen fröhlichen Verlauf nahm, einen großen gesellschaftlichen und auch einen bescheidenen finanziellen Erfolg bedeutete. Der mit seiner Organisation betrauten Kommission sei auch an dieser Stelle unser Dank ausgesprochen.

Für den Kleinen Studentenrat,
Der Präsident: M. Schneebeli.

Großer Studentenrat.

In seiner Sitzung vom 15. Februar erledigte der GStR. die in der vorhergehenden Sitzung aufgeworfenen Fragen der Organisation des Dies Academicus. Der Rat gelangte zum Schluß, daß der Morgenumzug der Korporationen als Angelegenheit der Verbindungen zu betrachten sei, in welche sich die Studentenschaft nicht einmische. Hingegen erachtet es die Versammlung als äußerst wünschenswert, daß auch der allgemeinen Studentenschaft am Gründungstage der Universität Gelegenheit zu einer eindrucksvollen öffentlichen Kundgebung geboten werde. Am nächsten Dies (29. April 1929) soll ein Fackelzug durch die Stadt, unter Beteiligung sämtlicher Studenten der Universität, durchgeführt werden. Auf diese Weise werden wir praktische Erfahrungen sammeln können für die Organisation des Festes in den folgenden Jahren. Für Durchführung des Fackelzuges wählt der GStR. eine Kommission, bestehend aus den Herren Hohlenstein, Pauli und Reber.

Die Umsätze unserer Zentralstelle haben sich seit 1923 ungefähr verdreifacht, während das Betriebskapital kaum um die Hälfte zugenommen hat. Die

Zentralstelle-Kommission ließ deshalb durch ihren Präsidenten, Kommilitone Toller, zugleich mit einer Bilanzreform um eine Erhöhung des Betriebskapitals nachsuchen. Diese ist durch den GStR. mit folgenden Anträgen genehmigt worden: Um dem gesteigerten Geschäftsbetrieb genügen zu können, erhält die Zentralstelle folgende Kapitalzuschüsse: 1. Fr. 500.— vom Reinertrag des Sommerfestes 1928. — 2. Fr. 500.— aus dem Vermögen der Vergünstigungskommission beider Hochschulen. Vorbehalten bleibt die Zustimmung des Delegiertenkonventes der E. T. H. — 3. Fr. 2,900.— aus dem sog. „Studentenhausfonds“ der Zentralstelle. Dieser Fonds figuriert seit Jahren in den Büchern der Zentralstelle; er wurde ihr einst als Betriebsdarlehen zugewiesen. Ein Gläubiger dafür ist nicht bekannt. Er ist weder in den Büchern der Studentenschaft noch in denen des Universitätskassiers, der die Gelder für das künftige Studentenheim verwaltet, aufgeführt. Die Bezeichnung als „Studentenhausfonds“ wird daher getilgt und die Summe der Zentralstelle als unverzinsliches Betriebskapital überwiesen. — 4. Fr. 2700.— unverzinsliches Betriebsdarlehen der Studentenschaft vom 20. Mai 1927 werden ebenfalls ab 28. Februar 1929 als Betriebskapital überlassen. — Die gesamten Fr. 6,600.— sind künftig nicht mehr als fremde Gelder, sondern auf Kapitalkonto zu buchen.

Kommilitone Schlatter, der seit drei Semestern die Redaktion des „Zürcher Student“ so trefflich geleitet hat, ist leider „studienhalber“ genötigt, von seinem Amte zurückzutreten. Er benützte den Anlaß seiner Demission, um im GStR. über Aufgabe und Ziel unseres offiziellen Organs zu referieren. Daß der „Zürcher Student“ tendenzlos sei, empfindet der abtretende Redaktor nicht als Vorwurf, sondern als Beweis dafür, daß es dem Blatte gelungen ist, seiner Aufgabe in der Studentenschaft gerecht zu werden. Der „Zürcher Student“ soll in jeder Beziehung ein Studentenspiegel sein; nicht mehr und nicht weniger; das Fähnlein, um das sich die sonst vielfach zersplitterte Studentenschaft scharen soll. Der GStR. verdankte Kommilitone Schlatter mit großem Beifall seine wertvollen Dienste um die Studentenschaft

und ernannte zu seinem Nachfolger Kommilitone Vonwyl. Es sei auch hier darauf aufmerksam gemacht, daß die Zürcher Studentenschaft sich in jeder Beziehung in ihren Hoffnungen, die in die „Schweizerische Hochschulzeitung“ gesetzt wurden, getäuscht sieht. Unter diesen Umständen kann an eine Einstellung des Erscheinens des „Zürcher Student“ nicht gedacht werden. Die Möglichkeit der Herausgabe eines gemeinsamen Organs mit dem Verbands der Studierenden an der E. T. H. wird nicht aus dem Auge gelassen.

Die Beratung des Reglementes für die Wahl der Mitglieder des GStR. wird verschoben, da vorgängig die Fakultätsausschüsse einzeln darüber beraten sollen.

Eine Interpellation betreffend Unregelmäßigkeiten in der Geschäftsführung der Zentralstelle wird an die Zentralstellekommission zur Vernehmlassung überwiesen.

Die nächste sogenannte Semesterschlusssitzung des alten und neuen GStR. findet am Mittwoch den 27. Februar statt. Traktanden: Rechnungsabnahme, Wahl des Bureaus des GStR., des KStR., und der Kommissionen.

Der Präsident des GStR.:
Eibel.

Karikaturen.

Der Ruf geht an alle!

Witzige Karikaturen aus dem studentischen Leben! Werner Niederer hat begonnen. Es handelt sich natürlich um einen Versuch. Wenn möglich möchten wir zukünftig in jedem Heft eine Seite dazu verwenden.

Zentralstelle.

während den Ferien geöffnet.

Dienstag, Donnerstag 1—17 Uhr,
Samstag 9—12 Uhr.

Schriftliche Bestellungen werden prompt erledigt.

Aenderung in der Redaktion.

Auf kommendes Sommersemester übernimmt Hans Vonwyl die Redaktion des „Zürcher Student“. Hans Vonwyl ist kein Unbekannter. Er betätigte sich als Berichterstatter bei einer Reihe von schweizerischen und ausländischen Zeitungen, schrieb Romane, von denen der eine letztes Jahr in „Ringiers Unterhaltungsblätter“ veröffentlicht wurde. Seit Januar 1929 ist er Hilfsredaktor am „Zürcher Student“.

Hans W. Schlatter verläßt auf Semesterschluß die Redaktion. Dafür sei ihm Dank!

Bibliothek.

Frank, Karl und Anna.
Diebold, Anarchie im Drama.
Schmitz, Wespennester.
Remarque, Im Westen nichts Neues.
Hauser, Brachwasser.
Erzähler des neuen Rußlands.
Fedin, Die Brüder.
Rotomchamp, Ganguin.
Behouneq, 7 Wochen auf der Eisscholle.
Hedin, Auf großer Fahrt.
Cysarz, Von Schiller zu Nietzsche.
Rölvaag, Das Schweigen der Prärie.
Bab, Schauspieler und Schauspielkunst.
Altenhausen, Haeckel.
Kaden-Bandrowski, Novellen.
Maurer, Mensch und seine Ahnen.
Hoon, Von Columbus bis Coolidge.
Kaiser, Zum 50. Geburtstag.
Carossa, Buch des Dankes.
Kallinikow, Frauen.
Jaloux, Dich hätte ich geliebt.
Carr, Wildblühende Jugend.
Ozenfant, Art.
Stumpler, 5 Jahre Fremdenlegion.
Altenhausen, Geheime späte Liebe.
Redlich, Franz Joseph.
D'Abernon.
Seghers, Aufstand der Fischer.
Poliziano, Tagebuch.
Mann, Rundherum.

KLEINE BEITRÄGE.

Semesterschlußball.

Fünf Minuten vor Torschluß kam Rietmann, die Propagandakanone, und machte Licht in der Dunkelkammer. Helles, blendendes Licht. Und so kam der traditionelle Semesterschlußball zu seinem

traditionellen Erfolg. Nicht „so“, sondern „auch so“!

Und damit habe ich eigentlich alles gesagt. Denn über kleinliche Mängel, zumal sie wirklich k'ein'licher Natur sind, mag ich nicht schreiben. Wenn es auch

nächstes Jahr wünschenswert scheint, einer festen Hand die Regie über die verschiedenen Produktionen anzuvertrauen. Und wie wäre es, wenn nächstes Jahr eine Tänzerin, wie Sonja Markus, ein Rezipitator wie Charleys Tante, ein Bré-Andrussen auf einem erhöhten Podium agieren dürften? Wie es auch wäre, es wäre anders und besser. Zum Beispiel diese allerliebste Improvisation von Sonja Markus auf „Gaudemus“ hätte ein ganz anderes Gesicht; wie auch Mistinguette ein anderes Gesicht hat, wenn sie sich nicht schminken würde. Aber sie schminkt sich, sei froh!

Eine Ueberraschung waren die 11 S. O. S. Varsity-Boys. Man sagte mir: studentisches Orchester und ich sagte: nett! Als ich sie aber sah und hörte, fand ich sie großartig. Frischfröhliche Gesellen spielten. Sie spielten zum Tanze und nicht nur „Tänze“!

Soll ich mehr sagen? Nein, aber nächstes Jahr gehn wir wieder. Schl.

NB. Rietmann läßt sagen, daß er bereits Vorbereitungen für das Sommerfest auf der Au treffe und bittet inständig jeden und jeder, ihn mit Ideen und tätiger Mitarbeit zu unterstützen!

Gerüchte!

Es geht das Gerücht, an der philosophischen Fakultät I würden im nächsten Semester nur noch solche Hörer immatrikuliert, die durch irgend eine Exzentrizität schon äußerlich als Fakultätszugehörige leicht erkennbar seien.

Man behauptet, es sei an einer schweizerischen Universität ein armer Teufel Privatdozent geworden.

Von gut unterrichteter Seite haben wir vernommen, der Regierungsrat des Kantons Zürich beabsichtige, den Parfumbrikanten Coty auf einen neu zu errichtenden Lehrstuhl für Parfumologie an die Alma mater Turicensis zu berufen, weil es in Anbetracht der vielen studierenden Damen doch am Platze sei, auch diesen mindestens zum Studium eines Faches Gelegenheit zu geben, von dem sie etwas verstünden.

Es wird ernsthaft versichert, eine Schweizerfirma habe in Zürich an der Bahnhofstraße ein Geschäft eröffnet.

Weiter soll eine Alte Zürcher Zei-

tung in einem Anfall patriotischer Aufwallung der Studentenschaft die Jahresabonnements auf ihr Blatt geschenkt haben.

Eine Depeschagentur meldet, der schweizerische Bundesrat werde demnächst durch sämtliche medizinischen Fakultäten der Schweiz ein großes Preisausschreiben erlassen über das medizinisch-wissenschaftliche Thema: „Wie kann der in letzter Zeit epidemisch auftretenden Krankheit der Hyperelastizität der Wirbelsäule bei schweizerischen Staatsmännern am wirksamsten vorgebeugt werden?“

Es wird gemeldet, in einer gewissen anatomischen Vorlesung sei eine ganze Woche lang kein einziger Hörer eingeschlafen.

Eine Amtsperson teilt unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, wenn der Zehner Garderobegebühr in der Zentralbibliothek nicht mehr erhoben würde, müßte der Gottfried Keller-Kanton Bankrott machen.

Man munkelt, es sei von gewisser Seite ein Bombenattentat auf unsern Rektor versucht worden, weil er es gewagt habe, öffentlich zu behaupten, Milch könne gesund und wohlbekömmlich sein, auch wenn sie nicht von Milchkühen aus dem Staatsstall stamme.

Man teilt uns mit, die theologische Fakultät wolle beim Großen Studenterrat den Antrag stellen, es sei der Redaktor des „Zürcher Student“ künftig im Interesse der Moral des Blattes und der Religion im allgemeinen nur noch aus den Reihen der Theologen zu wählen. Der Gewählte habe dann bei Amtsantritt vor der Landessynode und dem zuständigen bischöflichen Kommissariat sich über seine Rechtgläubigkeit auszuweisen.

Die Redaktion einer schweizerischen Hochschulzeitung soll kürzlich beschlossen haben, in Zukunft Beiträge nur noch von solchen Schweizern zu veröffentlichen, die sich darüber ausweisen können, daß sie ihr Bürgerrecht nicht unentgeltlich vom Urgroßvater her ererbt, sondern im Laufe der zwei letzten Generationen anständig erworben und mit guten Schweizerfranken ehrlich bezahlt hätten. Knacks.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Wir rechnen:

Die tägliche Ausgabe für Zigaretten für eine mittlere Sorte (5—10 Stück) beträgt . Fr. —.30

Dazu kommt der unvermeidliche Cafébesuch „ 1.—

Im Tag . . Fr. 1.30

Im Monat . Fr. 39.—

Im Jahr . . Fr. 468.—

Für Fr. 1.15 im Tag

Für Fr. 35.— im Monat

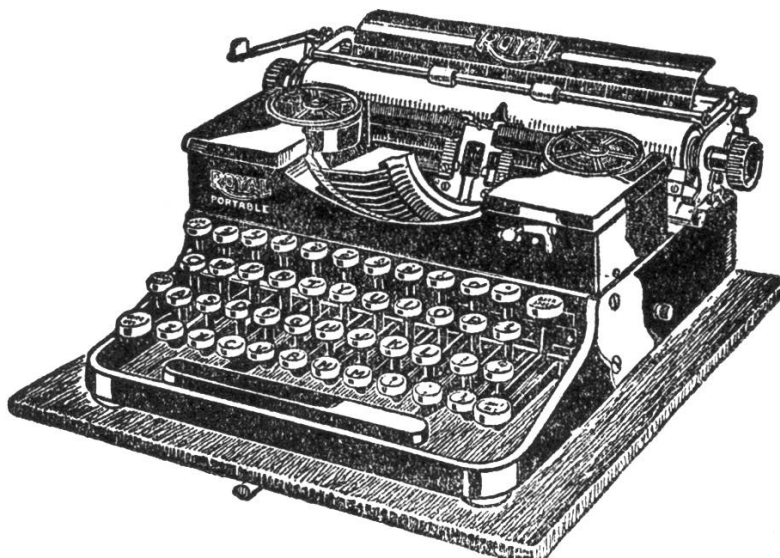
Für Fr. 420.— im Jahr



erhalten Sie die beste Schreibmaschine für Reise- und Studiengebrauch. Bedenken Sie das! Die Feder genügt nicht mehr. Der moderne Mensch braucht die

Royal-Portable.

Diese leichte Schreibmaschine, in dekorativen Farben gehalten, stellt das Beste dar; sie besitzt Tastatur, Umschaltung, die verschiedenen Ausrüstungen wie Standart-Modelle; Schrift, Anschlag und Festigkeit entsprechen durchaus der großen Maschine.



THEO MUGGLI

GENERALVERTRETER FÜR DIE SCHWEIZ

ZÜRICH, BAHNHOFSTR. 93

TELEPHON SELNAU 6756

**GERN VERKEHRT
DER STUDENT IM**



**REISEPROVIANT
DELIKATE KLEINE PLÄTTLI**

DISSERTATIONEN

druckt sauber und zu vorteilhaften Bedingungen

BUCHDRUCKEREI „GUTENBERG“

Tel. 146 **LACHEN AM ZURICHSEE** Tel. 146

Studenten!

*Öpfelhammer und
Gottfried Keller-Stube*

Rindermarkt 12

Felmoli
Spezial-Abteilung für Herren- u. Knaben-Confection
Ecke Leidengasse, Uraniastrasse

Die
alkoholfreien Wirtschaften
des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften in Zürich.

1. Blauer Seidenhof, Seidengasse 7, Zürich 1, 3—5 Min. v. Hauptbahnhof
2. Karl der Große, Kirchgasse 14, beim Grossmünster, Zürich 1
3. Olivenbaum, Stadelhoferstrasse 10, b. Stadelhofer-Bahnhof, Zürich 1
4. Volkshaus Helvetiaplatz, Zürich 4
5. Freya, Freystrasse 20, Zürich 4
6. Sonnenblick, Langstrasse 85, Zürich 4
7. Josefstrasse 102, Zürich 5
8. Lettenhof, Wasserwerkstrasse 108, Zürich 6
9. Platzpromenade, Museumstrasse 10, Zürich 1
10. Rütli, Zähringerstrasse 43, Zürich 1
11. Zur Limmat, Limmatquai 32, Zürich 1
12. Rosengasse 10, Zürich 1
13. Frohsinn, Gemeindestrasse 48, Zürich 7
14. Lindenbaum, Seefeldstrasse 113, Zürich 8
15. Neugut, Bederstrasse 99, Zürich 2
16. Kurhaus Zürichberg, Zürich 7

Pensionspreis, Zimmer inbegriffen, Fr. 6.30 bis 7.80 täglich

17. Kurhaus Rigiblick, Zürich 6, Pensionspreise wie Kurhaus Zürichberg

Hauptbureau des Vereins, für Auskunft und Stellen-
vermittlung: **Gotthardstrasse 21, Zürich 2**

**Instrumentarien und Materialien für
Studierende der Zahnheilkunde.**

Instrumentenkasten Modell Dr. M. Spreng für
die Kurse der Zahnärztlichen Klinik und Klin.
Operationslehre, empfohlen von den Zahnärztli-
chen Universitäts-Instituten Zürich, Bern, Basel.

Vollständige Instrumentarien für Kronen- und
Brückenkurs, Goldarbeiten, Technik, Orthodontie.

A. KOELLIKER & Co. A. G. ZÜRICH.

BASEL

BERN

LAUSANNE

Conditorei u. Café Serrem

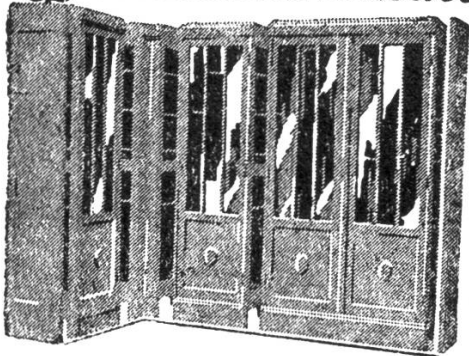
Gottfried Kellerstraße 9, Stadelhofen

empfiehlt seine angenehmen Erfrischungsräume

*

Eigenes Fabrikat Pralinés (Spezialität)
Hübsche Geschenkartikel in allen Preislagen

RFS Reihen-
Bücherschränke



für Ihre Bibliothek

Lassen Sie sich jedes Jahr ein Teilstück schenken. Am Ende Ihrer Studienzeit besitzen Sie eine vornehme Bibliothek, die jederzeit durch Anbau neuer Teile erweitert werden kann.

Besuchen Sie uns oder verlangen Sie Offerte von

FÜRERER
Münsterhof 13, Zürich

*

Kommilitonen,
deckt euren Bedarf nur
bei unsern Inserenten!

*

Geldgeschäfte jeder Art

werden gewissenhaft und unter Beobachtung
strengster Diskretion vermittelt
durch die

SCHWEIZERISCHE VOLKSBANK
ZURICH

Stammkapital und Reserven Fr. 175 Millionen